



ro
ro
ro

JESPER JUUL

Dein kompetentes Kind

Auf dem Weg zu einer neuen
Wertgrundlage für die ganze Familie



Jesper Juul

Dein kompetentes Kind

Auf dem Weg zu einer neuen Wertgrundlage
für die ganze Familie

Übersetzt von Knut Krüger

Über dieses Buch

Auf der Suche nach neuen Werten für die Kindererziehung und eine moderne Familie ist eines deutlich geworden: Kinder haben von Anfang an eine eigene Persönlichkeit und sind damit menschlich und sozial kompetente Partner ihrer Eltern. Diese Kompetenz, die sich entsprechend der kindlichen Reife äußert, muss Kindern nicht erst durch Erziehung beigebracht werden. Sie müssen beobachten und experimentieren dürfen, dann fügen sie sich durch Nachahmung in die Kultur ein. So kooperieren Kinder, und Erwachsene müssen lernen, auch störendes Verhalten in Botschaften zu übersetzen. Denn Erziehung ist ein Entwicklungsprozess – für die Eltern ebenso wie für die Kinder.

Vita

Jesper Juul, 1948 in Dänemark geboren, war Lehrer, Gruppen- und Familientherapeut, Konfliktberater und Buchautor. Er war «gelernter Vater» eines Sohnes und lebte in Kopenhagen und Zagreb. Nach dem Studium der Geschichte, Religionspädagogik und europäischen Geistesgeschichte arbeitete er als Heimerzieher und später als Sozialarbeiter; in Kroatien und Bosnien leistete er therapeutische Arbeit in Flüchtlingslagern. Er entwickelte eine eigenständige Therapie- und Beratungsform, handlungsorientiert und praxisnah, und leitete bis 2004 das von ihm gegründete «Kempler Institute of Scandinavia». Am 25. Juli 2019 starb Juul im Alter von 71 Jahren in Odder nahe Aarhus.

Impressum

Veröffentlicht im Rowohlt Verlag, Hamburg, Dezember 2011

Copyright © 1996 by Jesper Juul // «Dein kompetentes Kind» Copyright © der deutschen Ausgabe 1997/2009 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg

Covergestaltung ZERO Werbeagentur, München

Coverabbildung Neuer Bildnachweis (04.2024): ArtMarie / Getty Images

ISBN 978-3-644-01571-5

Schrift Droid Serif Copyright © 2007 by Google Corporation

Schrift Open Sans Copyright © by Steve Matteson, Ascender Corp

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt, jede Verwertung bedarf der Genehmigung des Verlages.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Hinweise des Verlags

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

Alle angegebenen Seitenzahlen beziehen sich auf die Printausgabe.

Im Text enthaltene externe Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen Dienstleister zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

www.rowohlt.de

Einleitung

Wie so viele meiner Generation wusste ich vor fünfundzwanzig bis dreißig Jahren, dass an der Art und Weise, wie unsere Eltern (und die Generationen vor ihnen) über Familie und Kindererziehung dachten, etwas grundlegend falsch war. Dass sich unser konkretes Wissen durchaus in Grenzen hielt, tat unseren Überzeugungen keinen Abbruch.

In den folgenden zehn Jahren, in denen ich mich zum Familientherapeuten ausbilden ließ – während ich mit verhaltensauffälligen Kindern und Jugendlichen sowie mit Gruppen alleinerziehender Mütter arbeitete –, wurde mir allmählich klar, dass meine Ansichten weder besser noch schlechter als diejenigen waren, die sie ersetzen sollten. Denn über einen Mangel an ethischer Substanz konnten auch sie nicht hinwegtäuschen. Vielmehr polarisierten sie durch die unbeirrbar Überzeugung, dass manche Menschen sich richtig verhielten, weil sie die richtigen Ansichten vertraten, während andere sich falsch verhielten, weil ihre Ansichten falsch waren.

Das Feedback, das ich von Kollegen und Klienten bekam, spiegelte diese Polarisierung. Einige waren voll des Lobes, andere kritisierten mich, und in meiner Naivität dachte ich lange, ich sei auf der sicheren Seite, solange die Erstgenannten

in der Überzahl waren. Erst sehr spät begriff ich, dass ich auf die anderen hätte hören sollen. Erst als ich meine eigene Unzulänglichkeit als Vater erlebte, wurde mein theoretisches Wissen durch praktische Erfahrung ergänzt.

Bis dahin hatte ich geglaubt, dass die Beziehung zwischen Eltern und Kindern vor allem von Verständnis, Toleranz und demokratischen Spielregeln geprägt sein sollte – im Gegensatz zur moralisierenden, intoleranten und bevormundenden Art der Erziehung, die Kindern das Selbstbewusstsein raubt und ihre Vitalität beeinträchtigt. Doch je besser ich meinen Sohn und die Familien kennenlernte, mit denen ich zusammenarbeitete, desto mehr begriff ich die Oberflächlichkeit meiner Überzeugung. Obwohl sich die Situation der Kinder in Familie und Gesellschaft in vieler Hinsicht verbessert hatte, waren es zwei Probleme, die mich umtrieben.

Als Lehrer und Familientherapeut habe ich erlebt, wie schwierig es für Eltern ist, «auf Augenhöhe» mit einem Psychologen zu kommunizieren. Allzu oft scheinen sie durch die Gespräche an Selbstvertrauen zu verlieren und am Ende orientierungsloser zu sein als vorher. Beim Psychologen löst dies verständlicherweise Gefühle der Hilflosigkeit und Inkompetenz aus, und so klammert er sich gern an eine traditionelle Form der Psychologie, die mehr darauf aus ist, Fehler zu finden, als nach Möglichkeiten zu suchen.

Als Familientherapeut habe ich erlebt, dass Kinder und Jugendliche stets den Preis dafür bezahlen. Auch wenn das

pädagogische Verständnis der Erwachsenen differenzierter, ihre Erziehung weniger besserwisserisch und die öffentliche Moral weniger restriktiv ist als früher, so wird den Kindern auch weiterhin eine Verantwortung aufgebürdet, die nur wenige Eltern, Politiker, Pädagogen, Lehrer und Therapeuten zu tragen bereit sind. Dies geschieht nicht aus bösem Willen – oft genug stecken nur die besten Absichten dahinter –, ist aber eine logische Konsequenz unser grundlegenden Fehleinschätzung, was das Wesen der Kinder betrifft.

Die schwedische Psychologin Margareta Brodén hat dies in einem schlichten Satz zum Ausdruck gebracht, der mich zum Titel dieses Buches angeregt hat: «Vielleicht haben wir uns geirrt – vielleicht sind Kinder kompetent» (Margareta Brodén, *Mor og barn i Ingenmandsland*, København 1992, dt. «Mutter und Kind im Niemandsland»).

Brodéns Formulierung ist teils dem wissenschaftlichen Kontext geschuldet, in dem sie sich bewegt, zeigt aber vor allem ihr besonderes Interesse, das sie dem frühen Zusammenspiel zwischen Säuglingen und Eltern entgegenbringt. Da ich kein Wissenschaftler bin, sondern aus der Praxis komme und mein Erfahrungsgebiet die Interaktion zwischen Kindern und Eltern im weiteren Sinn ist, möchte ich die Summe meiner Beobachtungen etwas anders formulieren.

Soweit ich sehe, machen wir einen entscheidenden Fehler, wenn wir davon ausgehen, dass Kinder bei ihrer Geburt noch keine «richtigen» Menschen sind. Lange Zeit wurden Kinder gewissermaßen als asoziale Halbmenschen angesehen, die der

massiven Einflussnahme und Manipulation der Erwachsenen bedürfen und zudem ein gewisses Alter erreichen müssen, ehe man sie als vollwertige Menschen betrachtet. Diese Ansicht ist im Laufe der Zeit sowohl wissenschaftlich als auch privat vertreten worden, stets mit denselben Folgen: Die Erwachsenen haben verschiedenste Wege erprobt, den Kindern beizubringen, sich wie richtige, erwachsene Menschen zu benehmen. Wir haben das als «Erziehungsmethoden» bezeichnet, und auch wenn wir die ganze Bandbreite von der althergebrachten autoritären bis zur antiautoritären Erziehung diskutiert haben, wurde der ideelle Ausgangspunkt doch nie grundlegend in Frage gestellt.

Ich möchte mit diesem Buch klarmachen, dass ein Großteil dessen, was wir im traditionellen Sinn unter Erziehung verstehen, nicht nur überflüssig, sondern schädlich ist. Dass nicht nur die Kinder darunter zu leiden haben, sondern auch die Eltern in ihren Entwicklungsmöglichkeiten gehemmt werden, was die Interaktion zwischen Kindern und Erwachsenen gleichermaßen belastet. So wird ein Teufelskreis in Gang gesetzt, der unsere Einstellungen in sozialen und pädagogischen Fragen beeinflusst und bis in die Gesellschafts- und Familienpolitik hineinwirkt.

Meine Generation hat dazu beigetragen, eine illusorische Distanz zwischen Subjekt und Gesellschaft zu schaffen, eine Illusion, die vor fünfundzwanzig Jahren logischer Bestandteil unserer Auflehnung gegen Autoritäten war, die aber heutzutage, da Politik sich zunehmend auf Wirtschaftspolitik

reduziert, immer gefährlicher wird. Vielleicht stimmt es mehr denn je, dass die Art und Weise, wie wir unsere Kinder behandeln, für die Zukunft der Welt von entscheidender Bedeutung ist. Die Menge an Informationen hat in solchem Maß zugenommen, dass wir nicht davon ausgehen dürfen, unser Doppelspiel im Verhältnis zu Kindern und Jugendlichen noch lange aufrecht erhalten zu können. Ein Doppelspiel, das darin besteht, in politischen Zusammenhängen Ökologie, Mitmenschlichkeit und Gewaltverzicht zu predigen, unseren Kindern aber nach wie vor Gewalt anzutun.

Ich hatte das Privileg, viele Jahre in verschiedenen Kulturen leben und arbeiten zu dürfen. Das hat mich davon überzeugt, dass die Veränderung im Verhältnis zwischen Eltern und Kindern, die in Skandinavien zu beobachten ist, auch anderen Ländern als Modell dienen könnte. Dem Außenstehenden mag dieses Verhältnis zunächst sehr beliebig, unentschieden und ziellos erscheinen, doch trägt es den Keim für eine Entwicklung in sich, die man nur als Quantensprung in der Entwicklung der Menschheit bezeichnen kann. Zum ersten Mal in neuerer Zeit sind wir bereit, das unantastbare Recht des Einzelnen auf die freie Entwicklung seiner Persönlichkeit weder unter dogmatischen noch autoritären Gesichtspunkten zu betrachten. Allmählich scheint sich die Überzeugung durchzusetzen, dass die existenzielle Freiheit des Individuums keine Gefährdung der Gemeinschaft darstellt, sondern im Gegenteil von vitaler Bedeutung für deren Fortbestand ist.

Das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern spielt sich in verschiedenen Tonlagen ab. Denken wir nur an die großen Unterschiede zwischen den USA und Europa und innerhalb Europas zwischen dem Norden, dem Süden und den osteuropäischen Ländern. Ganz zu schweigen von den markanten Unterschieden, die in den Landesteilen ein und desselben Staates bestehen. Natürlich spielen die kulturelle Identität eines Landes, seine politische Geschichte und religiöse Zugehörigkeit eine große Rolle für das Selbstverständnis eines Volkes. Menschen, die ursprünglich aus anderen Ländern kommen, sind sich dieser Tatsache in besonderem Maße bewusst. So ist von Einwanderern mitunter der Satz zu hören, sie wünschten nicht, dass ihre Kinder so werden wie dänische Kinder, während Dänen zuweilen irritiert über den physischen Umgang der Südeuropäer mit ihren Kindern sind. Da sich vor allem die USA und die europäischen Staaten zu multiethnischen und multinationalen Gesellschaften entwickeln – falls sie es nicht schon sind –, wird es umso wichtiger, sich die jeweiligen kulturellen Eigenarten bewusst zu machen. Mag der soziale Stellenwert der Familie von Kultur zu Kultur auch verschieden sein, so ist er meiner Erfahrung nach doch stets von existenzieller Bedeutung. Die Freude über ein konstruktives Zusammenspiel ist stets dieselbe, auch wenn es unterschiedlich zum Ausdruck kommt. Das gilt auch für den Schmerz angesichts destruktiver Beziehungen.

Wenn ich in diesem Buch das «Alte» mit dem «Neuen» konfrontiere, tue ich das weniger, um das Alte zu kritisieren,

sondern vielmehr um konkrete Handlungsmöglichkeiten aufzuzeigen. In meiner täglichen Arbeit mit Familien und ihren Therapeuten begegne ich oft einer großen Aufgeschlossenheit für neue Verhaltensmuster. Die meisten Eltern wissen sehr genau, wenn sie sich unangemessen verhalten, brauchen jedoch konkrete Anleitungen, um ihr Verhalten zu ändern, was auch verdeutlicht, dass es vielen heute an Vorbildern und Rollenmodellen fehlt.

Die traditionelle Psychologie stellt oft unsere Gefühle in Frage. Wird das Kind von seinen Eltern auch wirklich geliebt? Wie groß ist der Hass des Sohnes auf seinen Vater? Wie zornig ist die Tochter auf ihre Mutter? Doch möchte ich betonen, dass ich noch nie Eltern begegnet bin, die ihre Kinder nicht liebten, oder Kindern, denen ihre Eltern nicht am Herzen lagen. Hingegen habe ich eine Reihe von Eltern und Kindern kennengelernt, denen es nicht gelang, ihre liebevollen Gefühle in liebevolles Verhalten umzusetzen.

In der heutigen Zeit sind wir erstmals in der Lage, gleichwürdige Beziehungen zwischen Männern und Frauen sowie zwischen Erwachsenen und Kindern aufzubauen. Nie zuvor ist dies in vergleichbarem Maße geschehen. Die Forderung nach Gleichwürdigkeit impliziert aber auch Offenheit und Toleranz, erfordert eine generelle Akzeptanz von Verschiedenartigkeit, was bedeutet, dass wir einen Großteil unserer Vorstellungen, was richtig und falsch ist, überdenken und gegebenenfalls über Bord werfen müssen. Wir können nicht einfach eine Methode durch eine andere ersetzen,

genauer gesagt: Es reicht nicht aus, unsere Irrtümer zu modernisieren. Gemeinsam mit unseren Kindern und Kindeskindern brechen wir buchstäblich zu neuen Ufern auf.

Die Handlungsmöglichkeiten, die in diesem Buch aufgezeigt werden, sollen zum Experimentieren anregen. Sie sind nicht dazu da, stur befolgt zu werden, da es eben nicht ausreicht, einfach ein System durch ein anderes zu ersetzen. Eltern sind nicht nur von unterschiedlichem Geschlecht, sondern bringen auch unterschiedliche Erfahrungen aus ihren Herkunftsfamilien mit. Doch haben wir auch vieles gemeinsam. Wir alle haben als Kinder gelernt, dass es unterschiedliche Wege gibt, mit anderen Menschen in Beziehung zu treten. Wege, die sich als mehr oder minder fruchtbar erwiesen haben. Die nächste Familie, an der wir teilhaben, gibt uns die Möglichkeit, Dinge zu lernen, die wir in unserer ersten Familie nicht lernen konnten.

Wenn ich Kinder als kompetent bezeichne, dann meine ich damit, dass wir wichtige Dinge von ihnen lernen können. Dass sie uns durch ihre Reaktionen ermöglichen, unsere verlorene Kompetenz wiederzugewinnen und unsere unfruchtbaren, lieblosen und destruktiven Handlungsmuster loszuwerden. In dieser Weise von den Kindern zu lernen erfordert jedoch mehr, als den Dialog zwischen Erwachsenen und Kindern zu demokratisieren. Wir müssen vielmehr zu einer Form des Dialogs finden, den viele Erwachsene auch untereinander nicht beherrschen, zu einem Dialog, der persönlich ist und auf der gleichen Würde des Einzelnen beruht.

Dass jeder von uns seinen eigenen Weg finden muss – den Weg, der für uns wie für unsere Kinder am fruchtbarsten ist –, bedeutet indes nicht, dass alle Wege gleich gut sind. Ich werde in diesem Buch wiederholt auf einige zentrale Prinzipien zu sprechen kommen, die gewissermaßen den Rahmen abstecken, an dem sich jeder orientieren kann.

In Anbetracht der allgemeinen Tendenz, allzu schnell mit dem Finger auf andere zu zeigen, besteht die Gefahr, dass sich mancher Leser von diesem Buch kritisiert fühlen könnte. Ich habe jedoch keinesfalls die Absicht, irgendjemanden zu kritisieren oder ihm die Schuld für gewisse Missstände in die Schuhe zu schieben. Dass ich des Öfteren auf die historische oder heute gängige Praxis verweise, liegt an meiner Erfahrung, dass die meisten Menschen ihr eigenes Verhalten am besten im Spiegel der Geschichte verstehen.

Die in diesem Buch formulierten Prinzipien und beschriebenen Beispiele gehen in erster Linie auf meine Arbeit am *Kempler Institute of Scandinavia* zurück. Ich schulde dem amerikanischen Psychiater und Familientherapeuten Dr. Walter Kempler sowie den übrigen Mitgliedern des Instituts großen Dank dafür, dass sie mich stets inspiriert und mir auch in den Jahren vertraut haben, in denen ich mein Selbstvertrauen weitgehend verloren hatte. Dasselbe gilt für die vielen Familien aus der ganzen Welt, die mir Einblicke in ihr Privatleben gewährt haben. Mit peinlicher Deutlichkeit erinnere ich mich an meine Einstellungen und Vorurteile, mit denen ich zum ersten Mal einer japanischen Familie

gegenübertrat, und nicht anders erging es mir bei der ersten Begegnung mit einer muslimischen Familie, einer ethnisch gemischten Familie in einem kroatischen Flüchtlingslager oder einer amerikanischen Alkoholikerfamilie.

Mein längst erwachsener Sohn trägt dazu bei, diese Erfahrungen im Lichte seiner Entwicklung zu betrachten, und meine Frau konfrontiert mich hin und wieder mit etwas, von dem ich stets hoffe, es mögen die letzten Reste meiner kindlichen Egozentrik sein.

Familienwerte

Das Wertefundament, auf dem die Familie über zweihundert Jahre lang so verlässlich ruhte, ist in weiten Teilen der Welt in Auflösung und Umformung begriffen. In Skandinavien, wo die Frauen diese Entwicklung einleiteten, kam ihnen zweifellos der relative Wohlstand und eine fortschrittliche Sozialgesetzgebung zur Hilfe. In anderen Ländern waren es Bürgerkriege und soziale Not, die Dinge ins Rollen brachten.

Die Geschwindigkeit, mit der sich dieser Wandel vollzieht, ist unterschiedlich, doch der Grund ist überall derselbe: Die hierarchisch aufgebaute autoritäre Familie patriarchalischer oder matriarchalischer Prägung hat ausgedient. Daher wimmelt die Landkarte nur so von unterschiedlichen Familientypen. Einige versuchen krampfhaft, an der «guten alten Zeit» festzuhalten, während andere neue, konstruktivere Arten des Zusammenlebens erproben.

In Hinblick auf unser aller Gesundheit ist diese Entwicklung nur zu begrüßen. Denn die alte Familienstruktur und ein Teil ihrer Werte waren in vieler Hinsicht destruktiv für Eltern und Kinder, was folgende Beispiele illustrieren sollen:

Ein Café in Spanien:

Vater, Mutter und zwei Söhne von zirka drei und fünf Jahren haben gerade Eis und Kuchen gegessen. Jetzt nimmt die Mutter eine Serviette, spuckt darauf, packt den Jüngsten mit festem Griff am Kinn und beginnt, ihm das Gesicht rund um den Mund abzuwischen. Der Junge wendet protestierend den Kopf ab. Sie greift ihm in die Haare, und während sie mit zusammengebißenen Zähnen zischt, wie böse er ist, zieht sie sein Gesicht wieder zu sich heran.

Der ältere Bruder sitzt kerzengerade auf seinem Stuhl. Ein Anflug von Schmerz huscht über sein Gesicht, doch er lässt sich nichts anmerken. Auch in den Augen des Vaters ist ein Anflug von Schmerz zu erkennen. Aber er wendet diesen Schmerz gegen die Mutter und schaut sie vorwurfsvoll an, als ärgere er sich darüber, dass sie den Kleinen nicht besser im Griff hat.

Der kleine Bruder hat sich rasch von dem Überfall erholt, ist auf der Straße ein Stück vorausgelaufen und deutet jetzt mit Begeisterung auf ein Schaufenster, um seiner Mutter etwas zu zeigen. Ohne den Gegenstand seiner Begeisterung auch nur eines Blickes zu würdigen, packt sie seine Hand und zieht ihn mit sich fort. Der Junge schreit, doch sie will unbedingt die Oberhand behalten und wiederholt: «Mach dein Gesicht sauber!»

Ein Café in Wien:

Zwei junge Ehepaare und der zirka fünfjährige Sohn des einen Paares setzen sich in einem Straßencafé an einen Tisch, um sich

von ihrer Einkaufstour zu erholen. Als die Bedienung erscheint, sagt die Mutter. «Wir trinken Kaffee, was möchtest du?»

Der Junge zögert ein wenig, bevor er antwortet: «Ich weiß nicht, worauf ich Lust habe.»

Die Mutter, irritiert, zur Kellnerin: «Bringen Sie ihm ein Glas Saft.»

Als die Kellnerin mit den Getränken an den Tisch kommt, sagt der Junge leise zu seiner Mutter. «Ich hätte lieber eine Cola mit Zitrone, geht das?»

Die Mutter: «Warum hast du das nicht gleich gesagt? Jetzt musst du eben den Saft trinken.» Fast im selben Atemzug sagt sie zur Bedienung: «Der Junge hat es sich anders überlegt. Bringen Sie ihm eine Cola mit Zitrone, damit Ruhe ist.»

Nach etwa zehn Minuten – die Erwachsenen haben unterdessen alte Urlaubserinnerungen aufgefrischt, während der Junge still auf seinem Stuhl saß – wirft die Mutter einen Blick auf die Uhr und sagt gereizt zu ihrem Sohn. «Trink endlich deine Cola aus!»

Der Junge wird munter. «Gehen wir jetzt?»

Die Mutter: «Ja, wir müssen uns beeilen. Trink aus!»

Der Junge leert sein Glas in einem Zug und entgegnet stolz: «War ich nicht schnell, Mama?»

Die Mutter beachtet ihn nicht und unterhält sich nun wieder mit den anderen Erwachsenen. Der Junge sitzt still auf seinem Stuhl und hört ihnen zu. Nach einer halben Stunde fragt er vorsichtig: «Mama, gehen wir bald nach Hause?»

Jetzt platzt der Mutter der Kragen: «Hör endlich auf zu quengeln, sonst kommst du zu Hause sofort ins Bett! Hast du das verstanden?» Der Junge lässt resigniert die Schultern sinken. Die übrigen Erwachsenen werfen der Mutter einen anerkennenden Blick zu, während der Vater des Jungen ihr bekräftigend die Hand auf den Arm legt.

Eine Bushaltestelle in Kopenhagen:

Eine Großmutter wartet mit ihren zwei Enkeln – einem vierjährigen Jungen und einem sechsjährigen Mädchen – auf den Bus. Der Junge zieht seine Großmutter am Ärmel und sagt: «Oma, ich muss mal.»

Die Großmutter: «Das geht jetzt nicht, der Bus kommt gleich.»

Der Junge: «Aber ich muss wirklich ganz doll!»

Die Großmutter: «Jetzt tu, was deine Großmutter dir sagt, und damit basta! Schau nur, wie vernünftig deine große Schwester ist.»

«Aber ich kann nicht mehr länger warten!»

Die Großmutter: «Wirst du endlich still sein! Du kannst zu Hause auf die Toilette gehen. Wenn du jetzt nicht brav bist, werde ich deiner Mutter was erzählen! Dann darfst du nicht mehr mit Oma in die Stadt gehen!»

Die Erwachsenen in diesen Szenen sind keine schlechten Menschen. Sie lieben ihre Kinder und Enkel und würden sich

zu gerne an ihrem Benehmen erfreuen oder über ihre lustigen Bemerkungen amüsieren. Sie verhalten sich nur deshalb nicht liebevoll, weil sie gelernt haben, das Lieblose als konsequent und das Liebevolle als unverantwortlich zu betrachten.

Die Familie als Machtstruktur

Seit Jahrhunderten hat die Familie als Machtstruktur existiert. Die Männer hatten Macht über die Frauen, und die Erwachsenen hatten Macht über die Kinder. In sozialer wie in politischer und soziologischer Hinsicht war die Macht absolut und ließ keinen Zweifel an der familiären Hierarchie aufkommen: Zuerst der Mann, dann die Frau – sofern es keine männlichen Jugendlichen gab –, danach die Jungen und zuletzt die Mädchen. Eine gelungene Ehe basierte auf der Fähigkeit und dem Willen der Frau, sich dem Mann unterzuordnen, und die Erziehung sollte den Kindern vor allem klarmachen, dass sie sich den Machthabern anzupassen und zu gehorchen hatten.

Wie in allen totalitären Systemen wurde mangelnder Fähigkeit oder fehlendem Willen zur Kooperation mit physischer Gewalt und/oder Einschränkungen der ohnehin beschränkten Freiheit des Einzelnen entgegengetreten. Offene Konflikte sollten unter allen Umständen vermieden werden.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts begannen wir, Kinder als geistig unabhängige, eigenständige Wesen zu betrachten, deren individuelle Existenz von Bedeutung für ihr Wohlergehen und ihre persönliche Entwicklung war. In den 20er-Jahren machten die Frauen dann nachdrücklich auf sich aufmerksam und verlangten – sowohl in menschlicher als auch in sozialer und

politischer Hinsicht – ernst genommen zu werden. In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts schwächte sich der totalitäre Charakter der Familien schrittweise ab, doch an der Machtstruktur als solcher wurde nicht gerüttelt.

Für diejenigen, die sich den Machtverhältnissen anpassten, war die Familie ein sicherer Ort. Wer jedoch seiner Individualität mehr Geltung verschaffen wollte, bekam die destruktiven Folgen dieses Zusammenspiels in der Familie zu spüren. Wer dadurch Schaden nahm und sich «auffällig» verhielt, wurde pädagogischen oder psychiatrischen Zwangsmaßnahmen unterworfen, die nur ein Ziel kannten, nämlich das Subjekt wieder in die bestehenden Machtverhältnisse einzupassen.

Den Machthabern (Ehemännern und Eltern) wurde geraten, den Abweichlern (Frauen und Kindern) bei ihrer «Resozialisierung» liebevolles Verständnis und Konsequenz entgegenzubringen, doch riet ihnen niemand, etwas von ihrer Macht abzugeben. Infolgedessen wurden viele Frauen und Kinder in Institutionen eingewiesen oder gezwungen, Medikamente einzunehmen.

Über die Familie traditioneller Prägung lässt sich einiges sagen, doch dem Wohlergehen des Einzelnen und seiner persönlichen Entwicklung war sie nur selten dienlich. In sozialer Hinsicht mag sie recht erfolgreich gewesen sein, doch unmittelbar unter der sozialen Oberfläche waren die Krankheitssymptome unübersehbar.

Manchen mag diese Beschreibung einseitig und ungerecht erscheinen. Natürlich hatte auch die traditionelle Familie ihre positiven Aspekte. Auch in ihr gab es liebevolle Beziehungen, und die willige Akzeptanz bestehender Machtverhältnisse bringt zweifellos eine besondere Form der Sicherheit mit sich, wie angepasste Bürger totalitärer Systeme sie kennen.

Eines der zentralen Probleme vieler moderner Familien besteht darin, dass wir eine veraltete Sprache benutzen, wenn wir über Kindererziehung reden. Sie stammt aus einer Zeit, in der eine konfliktfreie Familie als gelungene Familie betrachtet wurde und in der das Verständnis von mentaler Gesundheit ein völlig anderes war als heute. Wenn wir die Wörter und Begriffe, auf die ich im Folgenden zu sprechen komme, auch weiterhin benutzen wollen, dann müssen wir ihnen eine neue Bedeutung verleihen.

Erziehungsmethoden

Bis Mitte der 70er-Jahre diskutierten wir mit größter Selbstverständlichkeit über Erziehungsmethoden. Angesichts der damals weitverbreiteten Ansicht über das Wesen von Kindern war das nur folgerichtig: Wenn man Kindern kreatürliche und asoziale Eigenschaften zuschreibt, dann bedarf es auch gesicherter Methoden, um aus ihnen verantwortungsvolle, soziale Menschen zu machen. Die

Methoden unterschieden sich zwar in ihrem Inhalt, doch über die Notwendigkeit bestimmter Methoden wurde nicht diskutiert.

Heute, da wir wissen, dass Kinder von Beginn an vollständige Menschen sind, ist die Diskussion über Methoden absurd. Würden wir uns im Verhältnis zu anderen Erwachsenen auf bestimmte Methoden verlassen, würden wir uns zu Recht lächerlich machen. Stellen Sie sich nur einen Mann vor, der sagt: «Ich habe mich in eine groß gewachsene schwarzhaarige Portugiesin verliebt, aber unsere Beziehung ist nicht einfach. Kann mir nicht jemand eine bestimmte Methode empfehlen, wie ich besser mit ihr klarkomme?» Ein absurdes Anliegen. Doch genau so sprechen Erwachsene seit Beginn des 18. Jahrhunderts über ihr Verhältnis zu Kindern.

Kinder werden mit allen sozialen und menschlichen Eigenschaften geboren. Um diese weiterzuentwickeln, brauchen sie nichts als die Gegenwart von Erwachsenen, die sich menschlich und sozial verhalten. Jede Methode ist nicht nur überflüssig, sondern kontraproduktiv, weil sie die Kinder für ihre Nächsten zu Objekten macht.

Das «Trotzalter»

Ab dem dritten Lebensjahr beginnen die Kinder allmählich, sich aus der totalen Abhängigkeit von ihren Eltern zu befreien.

Sie möchten in der Lage sein, selbständig zu denken, zu fühlen und zu handeln. Der Beginn dieser Phase macht sich unmissverständlich bemerkbar. Eines Morgens, wenn man sie wie üblich anziehen will, wehren sie unsere Hilfe plötzlich mit den Worten ab: «Kann alleine!» oder «Selber machen!»

Manche Eltern reagieren trotzig und entgegnen: «Nein, das kannst du nicht!» Oder: «Hör auf mit dem Quatsch, dazu haben wir jetzt keine Zeit!» Die Kinder werden selbständig, die Eltern starrsinnig.

Diese Monate im Leben eines Kindes sind zugleich der deutliche Beweis für seine Fähigkeit zur Kooperation. Wenn die Erwachsenen auf den Versuch eines Dreijährigen, eigene Kompetenzen zu entwickeln, mit Widerstand und Trotz reagieren, dann wird er entweder selbst trotzig – Trotz erzeugt Trotz – oder antriebslos und abhängig.

Der Begriff Trotzalter ist typisch für Machthaber, die sich über renitente Untertanen ärgern. Die natürliche Entwicklung eines Kindes bringt es mit sich, dass es zunehmend selbständig wird, und nur ein totalitäres System kann ein Interesse daran haben, diese kontinuierliche Entfaltung einer eigenständigen Persönlichkeit zu problematisieren.

Die Pubertät

Gleichwürdigkeit kommt in Gegenseitigkeit zum Ausdruck

Wenn Eltern ihr Neugeborenes betrachten, dann sind sie in Anbetracht dieses Wunders meist von Ehrfurcht und Verantwortungsgefühl durchdrungen. Der Wunsch, dieses Kind zu lieben und zu beschützen und ihm ein gutes Leben zu ermöglichen, geht wie eine Sonne in uns auf, und zwar ungeachtet unserer eigenen Kindheit und gegenwärtigen Lebenssituation.

Dieser Drang besteht auf beiden Seiten. Auch Kinder empfinden ihn uns gegenüber, und es ist diese Gegenseitigkeit, an die wir uns gewöhnen und die wir gemeinsam mit unseren Kindern allmählich begreifen müssen. Die Kinder ermöglichen es uns ja durch ihre Existenz, uns wertvoll zu fühlen. Darum sollten wir ihnen dasselbe zurückgeben, damit auch sie sich als Menschen von unantastbarem Wert fühlen können.

Das gelingt allerdings nur, wenn wir unsere Ich-Bezogenheit zügeln und uns ihrer persönlichen Kompetenz öffnen, von der sie, im Unterschied zu uns, nichts wissen, ehe wir sie von ihnen empfangen. Wenn wir das nicht lernen, wachsen unsere Kinder in dem Glauben auf, keinen anderen Wert zu haben als den, der in Zensuren und sozialem Erfolg zum Ausdruck kommt. Das ist nicht nur schmerzhaft für sie und belastend für unsere

Beziehung zu ihnen, sondern auch schlecht für die Gesellschaft, für die sie einmal die Verantwortung übernehmen sollen.

Seltsam ist nur, dass die traditionelle einseitige Kindererziehung vermuten lässt, dass uns dieser Zusammenhang schon immer bewusst war. Wenn Kinder sich gut benommen haben und offenbar harmonisch entwickelten, haben Eltern sich dies stets selbst zugute gehalten. Verlief die Entwicklung der Kinder weniger zufriedenstellend, wurden die Eltern von Schuldbewusstsein geplagt und haben sich gefragt, was sie in der Erziehung bloß falsch gemacht oder versäumt haben, womit sie vor sich selbst einen Teil ihrer Inkompetenz einräumten. Allerdings haben Eltern immer gedacht, es gehe nur vorwärts, wenn sie mehr geben – mehr Erziehung, mehr Liebe, mehr Strafen, mehr Schläge, mehr Kontrolle etc.

Dafür gibt es zwei Erklärungen. Die erste lautet: So machen es alle. Die andere handelt davon, wie wir Menschen reagieren, wenn wir erleben, für andere nicht so wertvoll zu sein, wie wir sein möchten. Dann werden wir gereizt und frustriert, manchmal wütend und gewalttätig. Und wo am meisten auf dem Spiel steht, nämlich im Verhältnis zu unseren Kindern und Partnern, reagieren wir am heftigsten. Wir ziehen ihren Wert für uns in Zweifel und werfen ihnen damit vor, dass wir uns selbst nicht wertvoll fühlen.

Das geschieht bereits, wenn unser kleines Kind mal wieder über seine eigenen Füße stolpert. Dann ziehen wir es schon mal missmutig am Arm hoch und sagen gereizt: «Pass doch auf!» Wenn unser fünfjähriger Sohn zum x-ten Mal ein Loch in seine

Hose gerissen und sich die Knie aufgeschlagen hat, weisen wir ihn zurecht: «Du musst wirklich anfangen, besser aufzupassen!» Wenn die Betreuer im Kindergarten oder die Lehrer in der Schule uns darüber informieren, dass unsere Kinder die Erwartungen nicht erfüllen, werden wir zornig auf sie oder die Kinder oder auf alle beide. Befindet sich unsere Paarbeziehung in einer Krise oder geht sie in die Brüche, finden wir haufenweise Fehler beim Partner, und wenn wir als Erwachsene im Leben nicht weiterwissen, machen wir unsere Eltern oder die Gesellschaft dafür verantwortlich. Falls wir das nicht tun, haben wir längst gelernt, unseren Zorn nach innen gegen uns selbst zu richten, und versinken in Depressionen, Schuldgefühlen und Selbstvorwürfen.

Was unsere Kinder betrifft, so wurde uns stets vermittelt, wir müssten «erzieherisch» handeln, statt uns einfach ihrer Kompetenz zu öffnen und von ihnen zu lernen, damit wir so wertvoll für sie sein können, wie wir sein möchten. Wenn wir uns durch das Verhalten unserer Kinder weniger wertvoll fühlen, liegt das in der Regel an unserem eigenen Verhalten, aber das hat uns niemand erklärt. Bevor der Konflikt ausbrach, waren wir einfach nicht kompetent genug, unsere liebevollen Gefühle und guten Absichten in eine fruchtbare Interaktion umzusetzen. Unser Verhalten werden wir nicht von heute auf morgen ändern können. Doch wir können uns unseren Kindern öffnen und ihr Feedback entschlüsseln, ob es nun spontan oder aus Loyalität zu uns ein wenig verspätet eintrifft. Kinder wollen uns nichts beibringen, sie verhalten sich nicht pädagogisch. Sie

leben einfach mit uns zusammen und geben uns zu verstehen, wie sie dieses Zusammenleben empfinden.

Die meisten von uns entwickeln sich in menschlicher Hinsicht so langsam, dass wir immer noch wütend oder verärgert werden, obwohl unsere Kinder längst erwachsen geworden sind. Das macht nichts, solange wir nicht an der Illusion festhalten, es sei ihre Schuld. Das zu ändern ist nicht leicht, zumal viele von uns zu Beginn unseres Lebens mit Erwachsenen zusammen waren, die es nicht besser wussten.

Der Vater eines unkontrolliert gewalttätigen Jungen von sieben Jahren blickte mir einst in die Augen und fragte mit all der Verzweiflung und all dem Trotz in der Stimme, die sein Sohn von ihm geerbt hatte: «Muss man denn wirklich so viel darüber nachdenken, was man zu einem kleinen Kind sagt? Meine Eltern haben immer nur ›Nein!‹ gesagt.» Es wird den Leser nicht überraschen, dass meine Antwort «Ja!» lautete.